

Rezensionen

Elisabeth Klaus, Simone Schöndorfer

Julia Graf/Kristin Ideler/Sabine Klinger (Hrsg.), 2013: *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 198 Seiten. 22,90 Euro

Der 2013 erschienene Sammelband *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*, herausgegeben von Julia Graf, Kristin Ideler und Sabine Klinger, vereint elf Beiträge, die auf eine Veranstaltungsreihe¹ der Philipps-Universität Marburg zurückgehen. Anders als viele Sammelbände wird dieser durch eine klare Fokussierung auf zwei Fragestellungen zusammengehalten: VertreterInnen unterschiedlicher Disziplinen erörtern darin, welchen Beitrag feministische Wissenschaft zum Abbau von Geschlechterungleichheiten leisten kann, und diskutieren zugleich die damit zusammenhängende Frage nach dem Verhältnis von Struktur und Subjekt. Der Band verfolgt ein interessantes Konzept: Den Beiträgen etablierter WissenschaftlerInnen sind daran anknüpfende Ausführungen von PromovendInnen zur Seite gestellt. Er greift damit die ursprüngliche Idee feministischer Wissenschaft nach dem Abbau von Hierarchien auf und bringt etabliertere und jüngere WissenschaftlerInnen in einen Dialog, was sich auch für LeserInnen als Gewinn erweist.

Einleitend stellen sich die Herausgeberinnen in die Tradition feministischer Wissenschaft, die „von einer engen Verknüpfung von feministischer Forschung und Politik ausgeht“ und deren „normativ geteiltes Ziel der Abbau von Macht und Herrschaft ist“ (S. 10). Die Frage nach der Politik- und Handlungsfähigkeit aktueller Gender Studies binden sie an die traditionelle Dichotomie von Subjekt und Struktur, die sie als Kontinuum mit zwei Polen redefinieren, damit jedoch nicht auflösen, wie es identitätstheoretische, poststrukturalistische und dekonstruktivistische Ansätze einfordern. Da die einzelnen Beiträge aber genau diese Frage bearbeiten, wirkt sich dieses konzeptionelle Ausgangsproblem auf den Sammelband insgesamt nicht negativ aus.

Im ersten Beitrag diskutiert Regina Becker-Schmidt *Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. Die Soziologin zeichnet die Kontroverse zwischen sozialkonstruktivistischen und gesellschaftstheoretischen Orientierungen nach. Sie sieht beide als fruchtbringende Forschungszugänge, die einander ergänzen können und damit in der Lage seien, Geschlecht im Spannungsfeld von Makro-, Meso- und Mikroebene zu analysieren. Die Politikwissenschaftlerin Tina Jung führt unter der Fragestellung *Feminismus, wo steckst Du?* Becker-Schmidts Ausführungen fort und skizziert feministische Wissenschafts- und Gesellschaftskritik als kritische Gesellschaftstheorie, die sich nicht auf die Kategorie Geschlecht beschränken könne, wenn sie zum Ziel habe, gesellschaftliche Verhältnisse durch den Abbau von Hierarchien zu verändern.

Eine Auseinandersetzung mit Dichotomien – Gesellschaft und Individuum, Struktur und Handlung, Diskurs und Praxis – steht im Mittelpunkt von Paula-Irene Villas Bei-

1 Audiomitschnitte von Vorträgen der Veranstaltungsreihe *Geschlecht, wo steckst du? Eine Spurensuchen zwischen Struktur und Subjekt*, die von Mai bis Juni 2011 stattfand, stehen als Podcasts zur Verfügung unter: www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg/events.

trag *Subjekte und ihre Körper. Kulturosoziologische Überlegungen*. Sie regt an, diese als komplexe Verschränkungen zu denken. Dabei betont sie die jeweilige Eigenlogik von gesellschaftlichen Verhältnissen und Diskursen einerseits sowie Personen und Handlungsvollzügen andererseits. Körper stellen in dieser Konzeptionierung eine wichtige somatische Dimension lebensweltlichen Handelns dar. Die Soziologin kritisiert Zugänge, die Dichotomien dadurch auflösen wollen, dass sie die eine Seite als unmittelbare Folge der komplementären anderen sehen. Daran anknüpfend bezieht Gundula Ludwig in *Subjekte und ‚ihre‘ Körper. Politiktheoretische Überlegungen* Villas zentrale Aussagen auf die politische Theorie, wobei sie besonders die bipolare Gegenüberstellung von Staat und Subjekt kritisiert. Auf Basis von Queer-Theorie und Gouvernamentalitätskritik versteht sie das Verhältnis zwischen modernem Staat und modernem Subjekt als ko-konstitutiv.

Eine dezidiert andere Position vertritt Tove Soiland in ihrem Beitrag *Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten*. Aus einer psychoanalytisch-materialistischen Perspektive heraus und mit Verweis auf Jacques Lacan argumentiert sie, dass es immer genuin gesellschaftliche Strukturen sind, die subjektivieren, und dass die Ausgestaltung von Subjektivierung folglich nur gesellschaftstheoretisch zu fassen sei. Soiland kritisiert postmoderne Vorstellungen von der Auflösung des Subjekts in multiple Identitäten, weil eine Vervielfachung von Identität eine durchaus kapitalismuskonforme De-Thematisierung von Geschlecht zur Folge haben könne. Praktisch wirksame feministische Theorie müsse sich deshalb auf die Analysen von Produktionsverhältnissen rückbesinnen. Stefan Schoppengerd fragt im Anschluss, wie *Die zaghafte Suche nach dem Subjekt der Veränderung* aussehen könne. Um dies zu beantworten, geht er von feministischen und marxistischen Krisenanalysen aus, die bestimmte Transformationsstrategien nahelegen. Sein Fazit lautet, dass für die Bestimmung von Subjekten, die Veränderungen forcieren können, „die Vorstellung einer ‚Mosaik-Linken‘ (Urban) mit unverkennbarer ‚feministischer Färbung‘ (Dölling)“ (S. 127) brauchbar sei.

Dem Spannungsverhältnis zwischen empirischer Rekonstruktion und theoretischer Dekonstruktion von Geschlecht geht Susanne Maurer in *‚Subjekt‘ als Widerstand? Einige Annäherungen aus feministischer Perspektive* nach (wobei dieser Beitrag als einziger nicht in unmittelbarer Korrespondenz zu einem weiteren Aufsatz steht). Ihre Überlegungen beziehen sich sowohl auf qualitativ-empirische Untersuchungsergebnisse als auch auf machtanalytische Denkangebote Michel Foucaults bzw. auf poststrukturalistische Annäherungen an das ‚Subjekt‘. Die Erziehungswissenschaftlerin betont, dass Bewegungen ein historisches Subjekt benötigen und eine Subjektivierung in der Re-Artikulation von Dissenz erfolge.

Provokativ fällt Stefan Hirschauers Beitrag *Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur* aus. Er hinterfragt die Relevanz der Kategorie Geschlecht sowohl auf Makro- als auch auf Mikroebene: ‚Doing gender‘ sei nicht omnipräsent und omnirelevant, sondern besser als interaktive Episode zu verstehen. Ein ‚undoing gender‘ als Art sozialen Vergessens könne damit durch einen Prozess des aktiven Ignorierens der Geschlechterdifferenz und der geschlechtlichen Identitäten ausgelöst werden. Hirschauers Vorstellungen setzt Ortrun Brand die Wirkmächtigkeit von Strukturen entgegen. In *Ich sehe was, was du nicht siehst! Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung* weist sie auf die Gefahr hin, strukturell verankerte Folgen von Geschlechterungleichheiten vorschnell als irrelevant zu bewerten und damit eine neue Geschlechterblindheit zu konsti-

tuieren. Da die Diskussion von Ungleichheit in der Gesellschaft ohnehin marginalisiert sei, könnte Hirschauers Strategie eine weitergehende Ausblendung der Geschlechterhierarchie zur Folge haben.

Im Schlusskapitel resümieren die Herausgeberinnen unter dem Titel *Geschlecht, wo steckst du? Überlegungen zu den Konsequenzen einer kritisch-feministischen Wissenschaft und Politik* die Beiträge. Dabei betonen sie nochmals die Bedeutung einer Berücksichtigung von Makro- und Mikroebene, von Struktur und Subjekt, und plädieren für eine kontinuierliche Diskussion des Wechselverhältnisses von Wissenschaft und Politik, da eine kritisch-feministische Wissenschaft, die Geschlechterverhältnisse mitgestalten will, beide Fragestellungen als ständige Herausforderung begreifen müsse.

Der Sammelband liefert ein Kaleidoskop unterschiedlicher Positionen. Ein Verdienst des Buches ist es, dekonstruktivistische Gendertheorien mit sozialkonstruktivistischen, materialistischen und kapitalismuskritischen Ansätzen in einen Dialog zu bringen und Letztere der Vergessenheit zu entreißen. Damit reiht es sich in seit einiger Zeit verstärkt erscheinende Bilanzierungen feministischer Theoriebildung seit den 1970er Jahren ein. Vorwissen für seine Rezeption ist angesichts der Bandbreite diskutierter Theorien zwar nötig, dann aber vermittelt es wichtige Denkanstöße für die so notwendige Diskussion um den Beitrag feministischer Wissenschaft für eine Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Zu den Personen

Elisabeth Klaus, Univ.-Prof. Dr., Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: Theorien und Methoden der Kommunikationswissenschaft, kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung, Öffentlichkeitstheorien, Cultural Studies und Populärkultur.

Kontakt: Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg

E-Mail: elisabeth.klaus@sbg.ac.at

Simone Schöndorfer, Bakk.Komm. MA, Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkt: kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung.

Kontakt: Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg

E-Mail: simone.schoendorfer@sbg.ac.at

Dorothea Christa Krüger

Helga Seyler, unter Mitarbeit von Inga Frauenschuh, 2013: *Lesbische Ärztinnen. Erfahrungen und Strategien im Berufsleben*. Frankfurt/Main: Mabuse Verlag. 199 Seiten. 19,90 Euro

Diskriminierungen von Frauen im Berufsleben sind nicht erst mit der öffentlichen Diskussion über Frauenschwundpyramiden in Führungsetagen, also dem Verlorengelassen beim Erklimmen von Spitzenpositionen, und Bermudadreiecke relevant, in die Aka-

demikerinnen offensichtlich immer noch fallen. Vielmehr belegen zahlreiche Studien zu Frauen auf dem Arbeitsmarkt allgemein einen Gender-Wage-Gap: ein Zurückliegen beruflicher Karrierechancen gegenüber Männern sowie die Konzentration auf prestigeärmere und damit einkommensschwächere Berufsbereiche, sodass die Gleichstellungserfolge sehr übersichtlich bleiben. Ein zentrales Argument für geschlechtsspezifische Segregationsprozesse stellt nach wie vor eine Arbeitsplatzkultur dar, die durch grenzenlos verfügbare Mitarbeiter_innen geprägt ist und familienbedingte Erwerbsbeschränkungen wie Teilzeit, Unterbrechungen oder Elternzeit mit einer geringeren Produktivität und einem höheren Fluktuationsrisiko gleichsetzt.

In der vorliegenden Studie kommen hochqualifizierte Frauen zu Wort, Ärztinnen, die aufgrund ihrer gleichgeschlechtlichen Lebensform weder mit der Doppelbelastung durch Kind und (Ehe-)Mann an kontinuierlicher Vollzeiterwerbstätigkeit gehindert werden, noch einen prestige- und aufstiegsarmen Beruf gewählt haben. Lesbische Ärztinnen müssten dementsprechend in der Zuteilung von sozialen Positionen und gesellschaftlichem Status beruflich in hohem Maße von ihrer sexuellen Identität profitieren. Parallel dazu ist auf gesetzlicher Ebene eine Abnahme von Benachteiligungen gleichgeschlechtlicher Lebensformen zu verzeichnen. Das am 16.02.2001 in Kraft getretene (und seitdem mehrfach geänderte) Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG) ermöglicht eine sogenannte „Homo-Ehe“ und das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG 2006) soll Diskriminierungen wegen „sexueller Identität“ im Zivilrecht und Arbeitsleben ahnden. Dass es sich bei gleichgeschlechtlichen Paaren um eine nennenswerte Minderheit handelt, zeigen Mikrozensusdaten. In Deutschland gab es 2011 63 000 gleichgeschlechtliche Paare und 43 000 eingetragene Lebenspartnerschaften, 40 Prozent davon waren Frauen.

Und dennoch gilt: Erfahrungen lesbischer Ärztinnen sind bisher nur im englischen Sprachraum erforscht. So haben Helga Seyler, Frauenärztin und Mitgründerin des lesbischen Netzwerks Charlotte e. V. (benannt nach der jüdischen deutschen Ärztin Charlotte Wolff, die in der NS-Zeit nach England emigrierte und in Frauenbeziehungen lebte), und Inga Frauenschuh mit der vorliegenden Veröffentlichung eine Pionierstudie über lesbische Ärztinnen verfasst. Im Fokus stehen dabei sowohl individuelle Strategien dieser Frauen im Berufsleben, der Umgang mit ihrer sexuellen Orientierung, als auch die Bedeutung der lesbischen Lebensweise bei der Wahl ihres Berufsweges sowie Erfahrungen mit Homophobie und Heterosexismus im beruflichen Umfeld. Das Herzstück des Buches stellen zehn biografische Interviews mit lesbischen Ärztinnen im Alter von 33 bis 71 Jahren dar. Methodisch erweitert werden die qualitativen Gespräche durch Gruppendiskussionen, geführt im Rahmen eines Seminars zu Berufswegen und Erfahrungen lesbischer Ärztinnen im Medizinbetrieb.

Autorin und Koautorin gliedern die Studie in sechs Kapitel. Nach der Erläuterung des Konzeptes (S. 9–17, Kapitel eins) folgt ein Einblick in internationale Forschungen zu berufstätigen Lesben und lesbischen Ärztinnen (S. 18–37, Kapitel zwei). Der Schwerpunkt der Veröffentlichung liegt aber – wie bereits erwähnt – in Kapitel drei, den biografischen Berichten (S. 41–150). Die themenbezogenen Auswertungen der empirischen Ergebnisse (Kapitel vier und fünf) sind vor allem den Schwerpunkten Offenheit im Berufsalltag versus Verbergen der lesbischen Lebensweise (S. 153–179) sowie unterschiedlichen Rollenbildern als Frau, Lesbe und Ärztin gewidmet (S. 180–187). Die

Schlussbetrachtung (S. 188–196) stellt neben dem Resümee auch Vorschläge zu Veränderungen im Gesundheitsbereich vor.

Im Kapitel über internationale Forschungsergebnisse zu „Lesben und Erwerbstätigkeit“ wird deutlich, dass nicht von Privilegien lesbischer Frauen gegenüber heterosexuellen Frauen die Rede ist, sondern Stereotypisierungen, Abwertungen und gesellschaftliche Ausgrenzungen dominieren – und das, obwohl „auf betrieblicher Ebene [...] das Diversity Management ein vielversprechender Ansatz [ist], [um] Offenheit gegenüber Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung zu signalisieren und Kommunikation unter den MitarbeiterInnen zu unterstützen“ (S. 19). Die Autorinnen kritisieren an diesem Antidiskriminierungsansatz, dass er lediglich ein sozialer Anspruch bleibt, der eher auf eine Duldung lesbischer Lebensweise als auf eine gleichwertige Anerkennung hinausläuft. Diversity Management kann nach Meinung von Seyler und Frauenschuh sogar zu einem neuen normativen Imperativ führen, sich nicht mehr diskriminiert fühlen zu dürfen und damit Gefahr zu laufen, selbst diskriminierendes Verhalten auszublenken oder zu verleugnen (S. 20). Und das, obwohl deutsche Untersuchungsergebnisse zeigen: Bildungsniveau und berufliche Positionen von Lesben sind im Vergleich zu heterosexuellen Frauen überdurchschnittlich hoch und lesbische Mütter bzw. Co-Mütter sind häufiger erwerbstätig als andere Mütter. D. h. auch, die hierarchisch hohe Position als Ärztin kann offensichtlich nicht als Kompensation für eine mehr oder weniger permanent erlebte Abwertung ihrer gleichgeschlechtlichen Lebensweise dienen.

Internationale Studien über akademisch gebildete, lesbische Ärztinnen weisen ebenfalls in diese Richtung und belegen soziale Ausgrenzungsprozesse und Diskriminierungen am Arbeitsplatz. In einer Befragung berichten australische Lesben im Gesundheitswesen von körperlichen Übergriffen (ein Zehntel von insgesamt 57 Befragten), Gefährdungen der beruflichen Existenz (die Hälfte) und feindseligen Äußerungen durch Kolleg_innen (S. 30). In den USA scheint sich die Situation für lesbische Ärztinnen in den letzten 15 Jahren gebessert zu haben; dennoch berichten zwei Drittel von beruflichen Diskriminierungen, z. B. von fehlenden Aufstiegschancen (S. 33). 2009 geben 15 Prozent von 427 Befragten an, verbalen Angriffen durch Kolleg_innen ausgesetzt zu sein, und 10 Prozent sagen, dass ihnen keine Patient_innen überwiesen werden. Als wichtige Strategie gegen Diskriminierungen und für Unterstützungen im Berufsalltag verweisen die Autorinnen auf Netzwerke und Berufsverbände der Befragten (S. 36).

Kapitel drei widmet sich den biografischen Lebensgeschichten lesbischer Ärztinnen in Deutschland, die von den Autorinnen themenzentriert gebündelt und unkommentiert aus Sicht der Befragten nacherzählt werden. Auffällig ist, dass viele der Ärztinnen eine subtil begrenzte Toleranz in Form von „don't ask, don't tell“ wahrnehmen und das Outen der lesbischen Lebensweise entweder dem „Flurfunk“ überlassen oder eine passende Gelegenheiten abwarten. Seyler und Frauenschuh bringen es so auf den Punkt: „Eine Art ‚Geständnis‘ – ‚Was ich dir/Ihnen sagen möchte ...‘ – oder eine ‚offizielle Mitteilung‘ – ‚Übrigens, ich bin lesbisch.‘ – sind unpassend. Die lesbische Lebensweise ist ja nichts, was ‚eingestanden‘ werden müsste, sondern etwas für sie Selbstverständliches, das auch gesellschaftlich selbstverständlich sein sollte“ (S. 157f.). Die Autorinnen weisen damit auf eine doppelt ambivalente Haltung und Verinnerlichung einer – wie Judith Butler es nennt – „heterosexuellen Matrix“¹ hin, die die binäre Struktur und Ko-

1 Butler, Judith. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 220.

härenz von Körpergeschlecht, geschlechtlicher Identität und heterosexuellem Begehren als „Natur“ festschreibt. Individuen, die dieser Norm nicht entsprechen, sind aus der binären Struktur dementsprechend ausgeschlossen.

In der Auswertung der empirischen Ergebnisse kommen die Autorinnen erneut auf die außerordentliche Zählebigkeit und Integrationsfähigkeit des heteronormativen Systems zu sprechen, aber auch auf den hohen Stellenwert des beruflichen Engagements und der emotionalen Unterstützung durch eine (Lebens-)Partnerin. Eigene Kinder gehören hingegen nur selten zum lesbischen Lebensentwurf (S. 181). Seyler und Frauenschuh räumen ein, dass sich die Perspektive, eine Familie zu gründen, bei jüngeren Lesben aufgrund zunehmender Liberalisierung und medizinischer Fortschritte verändern könnte.

Die Stärke des gut lesbaren Buches liegt in der Herausarbeitung homophober Diskriminierung und dem überzeugenden Plädoyer für eine Kultur der Offenheit gegenüber unterschiedlichen Lebensweisen (S. 195). Die Einbettung der empirischen Erhebungen in theoretische Konzepte der Heteronormativität und ein Überblick über historische Entwicklungslinien von Homophobie bleiben zukünftiger Forschung überlassen.

Zur Person

Dorothea Christa Krüger, Dr.in, Soziologin an der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Wandel von Lebens- und Familienformen, Geschlechterverhältnisse und soziale Ungleichheiten. Kontakt: Universität Hildesheim, Institut für Sozialwissenschaften, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim

E-Mail: krueger@uni-hildesheim.de

Jenny Bünnig

Boris Friedewald, 2014: *Meisterinnen des Lichts. Große Fotografinnen aus zwei Jahrhunderten*. München, London, New York: Prestel. 240 Seiten. 34,95 Euro

„Das Auge macht das Bild, nicht die Kamera“ (S. 6). Mit diesem Zitat der deutsch-französischen Fotografin und Fotohistorikerin Gisèle Freund leitet Boris Friedewald nicht nur sein Buch *Meisterinnen des Lichts* ein. Der Satz spiegelt darüber hinaus den grundlegenden Charakter dieser Zusammenstellung von bedeutenden Fotografinnen¹ aus zwei Jahrhunderten wider, sind es doch gerade die vielfältigen, spannungsvollen und eindrucklichen Blicke der vorgestellten Frauen, welchen die Lesenden sich hier annähern (können). Für Friedewald sind sie einzigartig wie die Lebenswege, die Bilder, die Gründe, warum sie fotografieren, und die Fotografinnen selbst (S. 6) – und bilden

1 Die Bezeichnung Fotografin ist für die Frauen, die in diesem Band vorgestellt werden, „oft unscharf“ (S. 6), weil sie sich selbst etwa als „visuelle Aktivistin“ (Zanele Muholi, S. 6) oder „jenseits von weiblich, männlich oder androgyn“ (Claude Cahun, S. 6) sehen oder sich durch diesen Begriff sogar reduziert fühlen (Eve Arnold, S. 6).

deshalb den Mittelpunkt dieses Werks.

Obwohl die Geschichte der Fotografie auch und in besonderer Weise eine Geschichte der Pionierinnen ist, die die Entwicklung dieses im 19. Jahrhundert noch neuen Mediums wesentlich beeinflusst haben und bis heute beeinflussen, blieben Fotografinnen zum einen in ihrer Position hinter der Kamera, zum anderen neben ihren prominenten Kollegen lange auf zweifache Weise „unsichtbar“.² Der mehr als 200 Seiten umfassende Band richtet seinen Sucher auf diese Fotografinnen aus und fokussiert dabei vor allem die „Blicke, die Bilder machen, die unmittelbar zum Ausdruck bringen, was den Menschen im Innersten bewegt“ (S. 6).

Dies wird durch zwei wesentliche Besonderheiten des Bandes deutlich. Zum einen stellt der Autor die insgesamt 55 Fotografinnen, nach einer eigenen kurzen Einleitung, vor allem durch ihre Bilder vor. So findet sich zwar zu jeder der Frauen hinter der Kamera neben zentralen Lebensdaten und einer Aufnahme, meist in Porträtform, ein einseitiger Text, der einen ersten Eindruck von ihrem Leben und Schaffen vermittelt und in Form eines Blitzlichts Persönliches zugänglich macht. Trotz faszinierender Einblicke in die Beweggründe für die Auseinandersetzung mit und die Hinwendung zur Fotografie stehen jedoch die Bilder klar im Vordergrund, die nicht selten sogar doppelseitig in Schwarz-Weiß oder Farbe und qualitativ hochwertig abgedruckt sowie mit knappen Begleittexten zum Entstehungskontext versehen sind. Bis auf wenige Ausnahmen wird den Lesenden in zwei bis vier Abbildungen auf diese Weise der Blick für die jeweilige Besonderheit der Arbeit geöffnet und diese in ihrer Eindringlichkeit, Faszination, aber auch ihrem Facettenreichtum sichtbar gemacht. Dazwischen finden sich immer wieder eingestreute Zitate von Kollegen (z. B. Richard Avedon), WegbegleiterInnen und ZeitgenossInnen (z. B. Lewis Carroll) oder von den Frauen selbst.

Zum anderen ordnet Friedewald die vorgestellten Fotografinnen, die von Berenice (Bernice) Abbott über Candida Höfer, Herlinde Koelbl und Cindy Sherman bis hin zu Madame Yevonde reichen, in alphabetischer Reihenfolge und nicht nach Zeiten, nach Stilen oder Genres. Er verzichtet auf eine Kategorisierung ihrer Arbeit und lässt jede für sich stehen. Das führt dazu, dass ganz selbstverständlich Anna Atkins „Algenporträts“ (S. 17ff.) neben den Bildreportagen von Eve Arnold stehen (S. 13ff.). Tina Barney's eindringliche Sozialstudien (S. 29ff.) treffen auf Fotografien von Lillian Bassman (S. 35ff.), die sich durch eine sehr kunstvolle Verwendung von Licht und Schatten, Schärfe und Unschärfe auszeichnen und der früheren Chefredakteurin von *Harper's Bazaar*, Carmel Snow, „zu künstlerisch“ waren (S. 34). Wir stoßen auf Camera obscura-Aufnahmen von (Industrie-)Architektur, wie Vera Lutter sie macht (S. 135ff.), die in direktem Kontrast zu bedrückenden und bedrückend-ehrlichen Arbeiten der verarmten Straßenfotografin Vivian Maier stehen, die ihre Bilder in Kisten aufbewahrte. Sie nahm sie von Umzug zu Umzug und schließlich in ein Seniorenheim mit, weil „sich in diesen ihr Leben [befand], das bei ihr bleiben müsse, wie sie den anderen Bewohnern erklärte“ (S. 138) – ihre „Schätze“ wurden erst nach ihrem Tod zufällig entdeckt.

Es kommt zu einem direkten „Aufeinandertreffen“ von Fotografinnen, zwischen denen Jahrzehnte liegen, manchmal sogar fast ein ganzes Jahrhundert, wie zwischen der österreichischen Fotografin Madame D'Ora, die 1881 in Wien geboren wurde, und der

2 Vgl. Matzer, Ulrike. (2012). Unsichtbare Frauen. Fotografie/Geschlecht/Geschichte. *Fotogeschichte*, 32(124), 29–36.

Südafrikanerin Zanele Muholi (geboren 1972). Während die eine mit dem Fotografieren anfang, weil sie keine Postkarte finden konnte, mit der sie Urlaubsgrüße von der Côte d'Azur verschicken konnte (S. 178), will die andere mit ihrer Arbeit die Situation von Transgendern, Schwulen und insbesondere lesbischen dunkelhäutigen Frauen verändern und verbessern (S. 174). Die Aufnahme eines ausgestopften Pelikans von Bettina Rheims (S. 183) und ein Stillleben von Shirana Shahbazi (S. 192), das mit Totenkopf, Blumen und Früchten die *memento mori*-Tradition aufgreift und damit eine Auseinandersetzung mit Vergänglichkeit zum bestimmenden Thema des Bildes macht, rahmen die bunte, heiter wirkende Modefotografie einer jungen Frau auf einem Sportplatz der Niederländerin Viviane Sassen für das Label *Carven* (S. 188).

In den Fotografien reisen wir von China (Eve Arnold) in die DDR (Sibylle Bergemann) und nach Russland (Margaret Bourke-White). Wir besuchen die Provence (Martine Franck), New York (Nan Goldin), Mexiko (Graciela Iturbide), Vietnam (An-My Lê) oder Indien (Dayanita Singh). Wir finden Intimes, wie eine Fotografie des schlafenden Schauspielers Maurice Chevalier von Madame D'Ora (S. 180) oder Strip-tease-Tänzerinnen, die Susan Meiselas begleitet hat (S. 152f.). Wir begegnen Berührendem, wie der Aufnahme einer Frau mit Hund, die mit gesenktem Kopf spazieren geht, von Sarah Moon (S. 168) oder dem Foto von Vivian Maier, das (vermutlich) einen am Boden kauern den New Yorker Obdachlosen zeigt (S. 140). Dann wieder erwartet uns Witziges, wie Inge Moraths *A Llama in Time Square* (S. 172). Genauso hält der Band Schockierendes bereit, wie das Bild von Überlebenden des Konzentrationslagers Buchenwald von Margaret Bourke-White (S. 43). Und es finden sich Fotoarbeiten, die sich durch eine ästhetische Schönheit auszeichnen. Dazu zählen unter anderem die Aufnahme *Orchids in Salzburg* von Jessica Backhaus aus der Serie *What Still Remains*, die den Abdruck einer Hand auf einem Fenster zeigt (S. 25), und ein verunklärtes Bild von Lillian Bassman für das *New York Magazine*, das sich in seinem Spiel von Licht und Schatten durch eine besondere Eleganz und Anmut auszeichnet (S. 35).

Es ergibt sich daraus ein buntes, abwechslungsreiches und spannendes Panorama von Blicken dieser Fotografinnen, das vielfältiger kaum sein könnte, obwohl natürlich Lücken unvermeidbar sind, wie Boris Friedewald in seiner Einleitung selbst schreibt (S. 7). So macht sich insbesondere das Fehlen von Gerda Taro, Diane Arbus, Hilla Becher, Renate von Mangoldt und Bettina Flitner bemerkbar, doch ist es eine Qualität des Bandes, dass die Auswahl nicht ausschließlich auf eine US-amerikanisch-europäische Sichtweise eingegrenzt ist, sondern den Blick der Lesenden durch (zumindest einige) Fotografinnen aus Asien, Afrika und Lateinamerika bereichert. Man könnte dem Buch darüber hinaus vorwerfen, dass es eine wenig strukturierte Übersicht von den Arbeiten bedeutender Frauen hinter der Kamera vermittelt, dass es Momentaufnahmen ohne Kontext zeigt, die losgelöst voneinander sind, eher zusammenhanglose Schnappschüsse. Meines Erachtens liegt genau darin jedoch der Reiz, lädt der schön gemachte Band doch zum eigenen, eher intuitiven Schauen und Durchblättern ein und auch dazu, selbst Verbindungen herzustellen – sei es auf einer eher biografischen Ebene (so finden sich zwischen den Fotografinnen vielfältige Überschneidungen) oder auf Basis der Bilder. Auch die drei Seiten verwendeter und empfohlener Literatur, die sich am Ende finden, stellen keine erschöpfende Sammlung dar, sondern regen an, weiterzulesen und vor allem weiterzusehen. Mit *Meisterinnen des Lichts* gelingt Boris Friedewald eine Sichtbarmachung der

„unsichtbaren Frauen“ und gleichzeitig wird der Autor seinem eigenen in der Einleitung formulierten Anspruch gerecht: „Von Vielfalt und Unterschiedlichkeit will dieses Buch erzählen. Von der Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Frauen, die fotografiert haben und fotografieren. Ihren Lebenswegen, ihren Blicken und ihren Bildern“ (S. 7).

Zur Person

Jenny Bünnig, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Promovendin der Komparatistik an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftsredaktion, Literatur und Kunst der Moderne und Gegenwart, Melancholie (und Weiblichkeit), Raum- und Zeiterfahrung. Kontakt: Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen
E-Mail: jenny.buennig@uni-due.de

Gesche Gerdes

Barbara Rendtorff/Birgit Riegraf/Claudia Mahs (Hrsg.), 2014: 40 Jahre Feministische Debatten. Resümee und Ausblick. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. 228 Seiten. 24,95 Euro

In den Medien kann man seit einigen Jahren wieder viel über Feminismus lesen – über seine Aktualität respektive über seine Irrelevanz oder über alte und neue Feministinnen. Der von Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf und Claudia Mahs anlässlich der gleichnamigen Tagung an der Universität Paderborn herausgegebene Band bietet für diese Diskussionen eine wissenschaftlich fundierte Grundlage mit interdisziplinärem Weitblick: Anhand von vier zentralen feministischen Themenfeldern werden feministische Debatten der letzten 40 Jahre vorgestellt, historisch eingeordnet und aus heutiger Sicht beurteilt.

Jeweils drei Autorinnen kommentieren die Themen „Gewalt im Geschlechterverhältnis“, „Arbeit und das Geschlechterverhältnis“, „Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis“ und „Frauen-Bewegung und feministische Theorie“. Sie folgen dabei einem gedanklichen Dreischritt: Der erste Beitrag verortet das Thema in seiner geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation, der zweite analysiert seine Entwicklung bis heute und im letzten Aufsatz wird ein spezifischer Aspekt davon genauer betrachtet. Die Herausgeberinnen verstehen ihren Band damit als Beitrag zum kollektiven Gedächtnis, denn mit ihm soll an die unterschiedlichen Linien und Ziele von 40 Jahren Feminismus erinnert werden – darunter auch an solche, die aus einer aktuellen Perspektive unverständlich oder veraltet erscheinen.

Ilse Lenz und Elisabeth List leiten die vier Themenfelder mit grundlegenden Überlegungen zum Wandel der Geschlechterordnungen sowie zum Einfluss feministischer Kritik auf die Wissenschaften ein. Lenz stellt unter dem Titel „Geschlechter in Bewegung“

die vier Phasen der Neuen Frauenbewegungen in der Bundesrepublik seit den späten 1960er Jahren vor. Für unsere aktuelle Gesellschaft konstatiert Lenz einen Übergang von der differenzbegründeten zur flexibilisierten Geschlechterordnung. Ihr Beitrag fragt im Anschluss an Angela McRobbie und Nancy Fraser nach dem Verhältnis von Feminismus, Neoliberalismus und Partizipation in der heutigen Zeit. Lenz sieht es als zukünftige Aufgabe der Sozialwissenschaften – wie auch des Feminismus –, Vermittlungen zwischen diesen Strukturen, Institutionen und dem Subjekt herzustellen. Elisabeth List dokumentiert in „Von der Wissenschaftskritik zur Transformation des Wissens“ einen Perspektivwechsel in der Wissenschaft, der von feministischen Forscherinnen ausgelöst wurde. Nachdem an den Universitäten bis in die 1980er Jahre hinein ein männlicher Habitus dominierte, der nach Evelyn Fox Keller vor allem im Anspruch auf Objektivität bestand, wird der Zusammenhang von Geschlecht und Wissenschaft heute stärker reflektiert. Auch wenn die Geschlechterblindheit noch nicht gänzlich überwunden ist, gibt es inzwischen eigenständige Forschungsbereiche, die von feministischen Konzepten getragen sind, so z. B. die Care-Ökonomie in den Sozialwissenschaften.

Im ersten Themenkomplex „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ analysiert Carol Hagemann-White die Geschichte der Frauenhäuser und der Frauennotrufe. Beide sind das Ergebnis der Frauenbewegung, die sich mit Gewalt gegen Frauen beschäftigte. Während die Frauenhäuser schon früh mit staatlichen Institutionen zusammenarbeiteten und sich professionalisierten, basierten die Notrufgruppen auf ehrenamtlichem Engagement und brachen in den späteren Jahren häufig auseinander. Hagemann-White widerspricht damit der These von Ulrike Prokop (1994), die Frauenhäuser seien als feministische Projekte gescheitert. Gewalt gegen Frauen steht auch heute noch auf der politischen Agenda, wofür die Etablierung einer nationalen Helpline im Jahr 2013 ein Beweis ist. Im Anschluss daran zeigt Margrit Brückner anhand des Themas „Häusliche Gewalt“, wie sich der feministische Diskurs in 40 Jahren verändert hat. Die Frauenbewegung mit ihren Anliegen wurde dabei von einer „gesellschaftlichen Gegenbewegung zu einem Teil des sozialen Systems“ (S. 63). Im dritten Beitrag zeigt Anna Lena Götsche, wie das Recht Geschlechterverhältnisse beeinflussen kann – und umgekehrt. Anhand der Beispiele von Inter* und Trans* zeigt die Autorin, dass Recht Geschlechter konstruiert und damit sowohl Bremse als auch Motor sozialer Veränderungen sein kann.

Regina Becker-Schmidt leitet den zweiten Themenkomplex „Arbeit und das Geschlechterverhältnis“ ein. Unter dem Titel „Gesellschaftliche Verfügung über Arbeit – gelebte Praxen“ zeichnet sie die widersprüchlichen Debatten um Arbeit von Frauen nach. Als Hausarbeit, Pflege und Leiharbeit sind sie heute besonders Gegenstand der Intersektionalitätsforschung. Der folgende Beitrag von Andrea D. Bührmann rekonstruiert die Ausweitung des Marx'schen Arbeitsbegriffs nach 40 Jahren Diskussion um Arbeit von Frauen. Im Anschluss daran beziehen Julia Lepperhoff und Alexandra Scheele die sozialwissenschaftlichen Diagnosen bezüglich der Finanz- und Wirtschaftskrise einerseits und der Care-Ökonomie andererseits aufeinander. Sie erweitern beide Forschungsfelder um eine feministische Perspektive und hinterfragen die bisherige Trennung von Produktion und Reproduktion.

Herta Nagl-Docekal eröffnet den Themenkomplex „Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis“ mit einem Überblick über feministische Theorie in der Philosophie. Geschlechtergerechtigkeit lasse sich nur verwirklichen, wenn die gesamte Gesellschaft in

den Blick genommen werde, nicht nur die Frauen. Rita Casale konstatiert im zweiten Beitrag eine Verschiebung innerhalb der feministischen Debatten von der Subjekttheorie zur Identitätstheorie. Ein Grund hierfür ist die Politisierung des Privaten, die die Frauenbewegung schon früh gefordert hatte. Was Geschlechtergerechtigkeit überhaupt ist, hinterfragt Irene Pimlinger im letzten Beitrag. Aus praktischer und theoretischer Sicht beleuchtet sie die feministischen Debatten um Gleichheit, Differenz und Aufhebung von Geschlecht.

Im letzten Themenabschnitt „Frauen-Bewegung und feministische Theorie“ berichtet Sigrid Metz-Göckel von Grenzgängen zwischen Feminismus und Politik am Beispiel des Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen in NRW. Der Arbeitskreis, der zwischen 1980 und 2002 bestand, war sowohl eine Selbstorganisation als auch ein politisches Frauennetzwerk zur aktiven Frauenförderung an den Universitäten. Hilge Landweer und Catherine Newmark analysieren in ihrem Beitrag „Kleine Brötchen – große Würfe?“ das Verhältnis von Theorie, Empirie und Methodik in der Geschlechterforschung. Sie zeigen, dass die feministische Theoriebildung besonders durch den originellen Einbezug von empirischer Forschung profitiert, und rufen zu mehr echter Interdisziplinarität auf. Zum Schluss stellt Ingrid Jungwirth in „Migration und Mobilität“ die These auf, dass in Deutschland hochqualifizierte Migrantinnen durch die beruflichen Anforderungen von Mobilität besonders benachteiligt werden. Ihr Beitrag kommt zu dem Ergebnis, dass Migrantinnen mit Hochschulabschluss nicht von der Flexibilisierung und Individualisierung auf dem Arbeitsmarkt profitieren (vgl. S. 223).

Der Band bietet einen hilfreichen Überblick über die letzten 40 Jahre feministischer Debatten. In dieser Form ergänzt er die zahlreichen Artikel und Einzelbeiträge zum aktuellen Stand des Feminismus. Das Buch ermöglicht sowohl Leser_innen ohne Vorkenntnisse einen Einstieg in die Geschichte der Frauenbewegung und deren Theorien, als auch vorinformierten Leser_innen neue Einblicke in alte Themenfelder. Besonders lobenswert ist der dialogartige Aufbau der vier Abschnitte – auch wenn der Dialog zwischen den Beiträgen nicht in allen Fällen immer deutlich zu erkennen ist. Wie die Herausgeberinnen bereits in der Einleitung konstatieren, stellen die vier Themenkomplexe nur eine kleine Auswahl ohne hierarchischen Anspruch dar. Erfreulich wären daher weitere Bände mit den Schwerpunkten Selbstbestimmung, Sexualität oder Körper. Zudem fehlt dem Buch eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den Formen des zeitgenössischen Feminismus, der hier vor allem unter den negativ konnotierten Schlagworten „Alpha-Feminismus“ oder „Post-Feminismus“ angedeutet wird. Wenn dann auch noch Platz für die Stimmen der jungen Generation wäre, wäre ein weiterer spannender Dialog der Feminismen möglich.

Zur Person

Gesche Gerdes, Doktorandin der Graduiertenschule „Practices of Literature“ an der Universität Münster. Arbeitsschwerpunkte: zeitgenössischer Feminismus, Feminismus und Literatur, feministische Blogs und Zeitschriften, Popkultur.

Kontakt: Graduate School „Practices of Literature“, Schlossplatz 34, 48143 Münster
E-Mail: g.gerdes@uni-muenster.de